

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 89 (1980)
Heft: 4

Artikel: Im Einsatz für Flüchtlinge in Zaire
Autor: Lorenzetti, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-556431>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

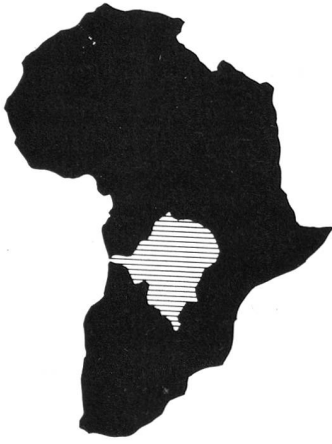
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



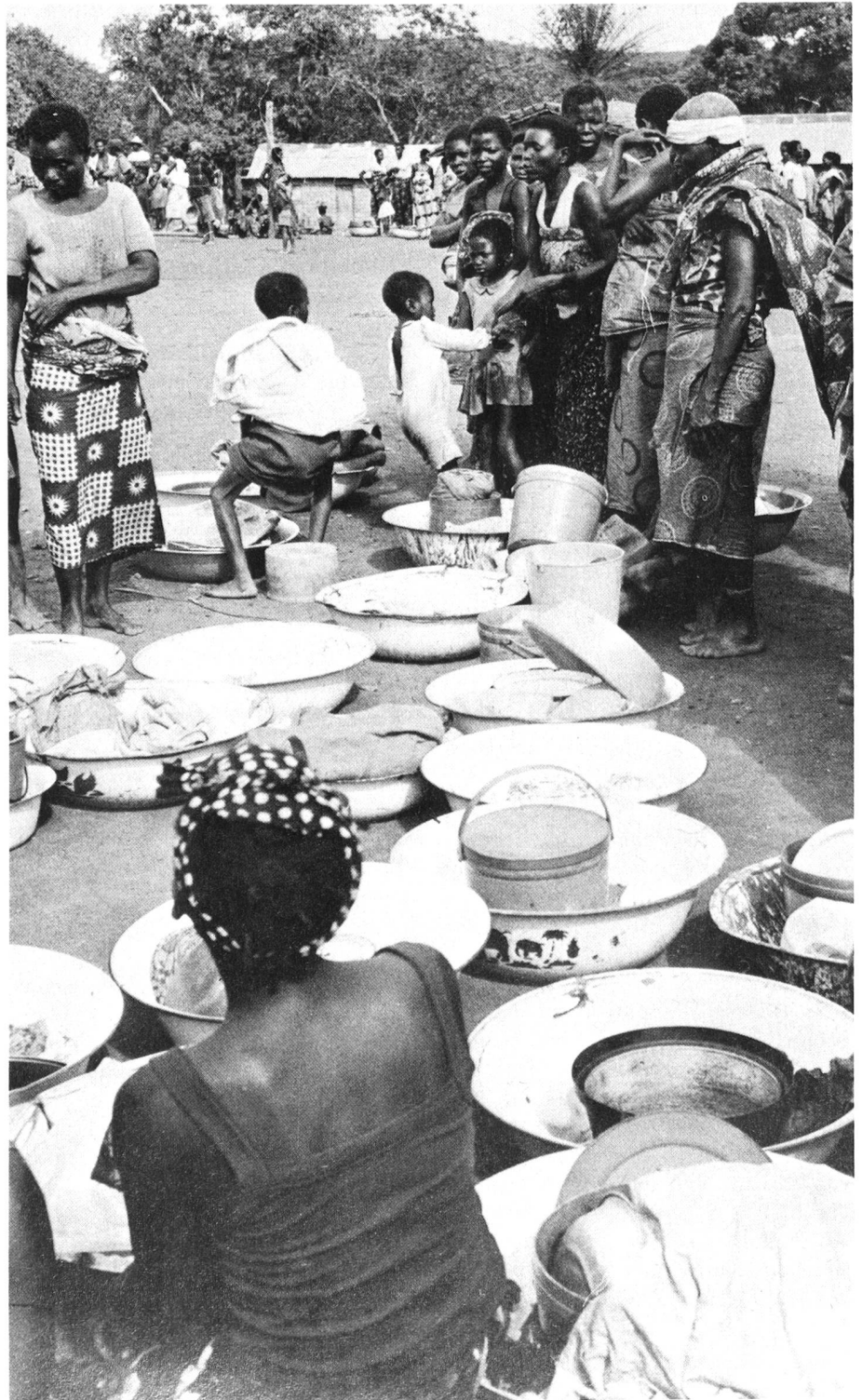
Im Einsatz für Flüchtlinge in Zaire

Franz Lorenzetti

Vögel schreien. Es ist 6 Uhr morgens, und ich kann noch eine Viertelstunde liegenbleiben, um über den kommenden Tag mit seinen Problemen nachzudenken.

Vom Schweizerischen Katastrophenhilfekorps habe ich den Auftrag erhalten, als Einsatzleiter dafür zu sorgen, dass über 50 000 angolansische Flüchtlinge, die nach Zaire geflüchtet sind, mit Lebensmitteln versorgt werden. Dabei helfen mir drei weitere Freiwillige des Katastrophenhilfekorps: Christine, eine Krankenschwester, Matthias, ein Sekundarlehrer, und Heinz, ein Transportunternehmer, der für die Fahrzeuge besorgt ist. Es stehen uns 6 Lastwagen, 4 Jeeps und 3 Landrover zur Verfügung. Etwa 80 festgestellte Afrikaner helfen uns, die Aufgabe zu lösen.

Christine ist nebenan bereits am Duschen. Gut so, also haben wir heute Wasser. Schon etwas, das funktioniert! Von einer kirchlichen Landwirtschaftsschule konnten wir ein Haus mieten: das heisst, es sind 4 Wände, ein Wellblechdach darüber und eine Unterteilung in verschiedene Räume. Nach dem Frühstück, bestehend aus Brot, Butter und Schachtelkäse und der täglichen Malariatablette, fahre ich mit einem alten Militärjeep, Baujahr 1951, der weiss gestrichen wurde und nun stolz die Zeichen der UNO trägt, zum Sammelplatz. Hier sind unsere grössten Depots, hier stehen die sechs Lastwagen, und hier warten jeden Morgen über 100 Afrikaner, Einheimische und Flüchtlinge, auf Arbeit. Die Chauffeure, Magaziner und Lastwagenequipen sind fest angestellt; je nach Arbeitsanfall engagieren wir noch täglich Tagelöhner. Der Jeep ist noch kaum abgebremst, werde ich schon bestürmt von Leuten,





die vom Status des Tagelöhners in ein dauerndes Angestelltenverhältnis übertreten möchten. Mit allen Tricks wird versucht, mich zu überzeugen, dass nur er der Mann sei, den man schon lange suche. Und schon beginnt für mich das Schwerste: Ich muss «nein» sagen. Wir können keine weiteren Arbeiter anstellen.

Ein Magazin wird geöffnet, und die Lastwagenchefs versammeln sich um einen Tisch, um die Arbeitsaufträge entgegenzunehmen. Wir erwarten eine Lieferung von 1800 Tonnen Reis, das sind 60 Waggon mit total 36 000 Säcken zu 50 kg. Über Nacht sind davon zwei Waggon eingetroffen, also müssen sie entladen werden. Von einem Chauffeur wird gemeldet, dass der Kühlwasserschlauch am Mercedes-Lastwagen von Ratten zerfressen worden sei. Glücklicherweise haben wir einen Ersatzschlauch am Lager. Ersatzteile sind im ganzen Land kaum mehr erhältlich, am ehesten noch auf dem «marché des voleurs» in der 230 km entfernten Hauptstadt Kinshasa.

Die Arbeitsaufträge werden verteilt. Zwei Camions fahren auf den Bahnhof, um den Reis abzuladen. Der Personalchef engagiert die dazu nötigen Arbeiter. Der defekte Camion wird repariert und erhält einen Auftrag für eine kürzere Tour. Die drei übrigen Camions fahren das vorgesehene Programm. Matthias kümmert sich um den Ablad auf dem Bahnhof. Die engagierten Arbeiter müssen ihre

Säcke und Taschen abgeben, bevor sie zum Bahnhof geführt werden. Dort warten bereits über hundert Kinder mit Blechschüsseln, in der Hoffnung, dass Reis aus kaputten Säcken auf den Boden rinnen werde. Die Mutigsten hocken unter dem Waggon, eine scharfkantige Blechbüchse unter dem zerrissenen Hemd versteckt, um einen Sack, der auf die Lücke zwischen Waggon und Lastwagen zu liegen kommt, blitzschnell aufzuschlitzen. Unsere Wachen haben jedoch den Auftrag, alle Zuschauer in einer Distanz von mindestens 50 m zu halten. Kontrolleur und Chauffeur zählen die verladenen Säcke, der Chauffeur quittiert für die erhaltene Ware und transportiert sie anschliessend ins Depot, wo der Magazinchef den Erhalt der Ware wieder bestätigen muss.

Die Flüchtlinge leben in den gleichen Dörfern wie die Einheimischen. Täglich kommen neue Gruppen von 50 bis 200 Personen in einem erbarungswürdigen Zustand, nach wochenlangen Märschen, über die Grenze. Eine Mission nimmt sich ihrer an und verteilt die ersten Lebensmittel, Kleider und Haushaltsgeräte. Dann werden sie mit Lastwagen von der Grenze weg in verschiedene Dörfer einquartiert in einem Gebiet, das etwa halb so gross ist wie die Schweiz. Dort können sie aus Lehmziegeln oder Holzgeflecht ihre Hütten bauen. Wenn sie Glück haben, erhalten sie von den Einheimischen Land zugeteilt, um Maniok, Erdnüsschen

oder Gemüse anzubauen. Die Namen der Flüchtlinge in jedem Dorf werden von einem Vertreter des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlingswesen aufgeschrieben. Diese Listen werden vom Staat bestätigt. So erhalten wir dann für jede Verteilstation genaue Zahlen über die Höhe der auszuteilenden Lebensmittelrationen. Pro Person und pro Monat werden je nach Lagerbestand und Jahreszeit etwa 6–10 kg Lebensmittel abgegeben: Reis, Sorgho, Maismehl, Trockenfisch, Öl, Salz, Milchpulver und Erdnüsschen, für die kalte Jahreszeit eine Wolldecke für je drei Personen, ausserdem Hacken und Küchengeräte.

Unterdessen ist es längstens 12 Uhr geworden. Wer Zeit hat, kehrt ins Haus zurück, um sich zu verpflegen. In den ersten Wochen meines Aufenthaltes bestand die Verpflegung aus Avocados, Corned beef, genannt Kitekat, und Brot. Früchte waren rar. Zur Abwechslung begannen wir manchmal mit Kitekat und assen die Avocados als Dessert oder mischten beides zusammen. Später erhielten wir von Bern Kisten mit Konserven, und es begann die Zeit mit Büchsenröschi, Panzerkäse, weissen Böhnli und Ragout. Auf dem Markt tauchten auch Bananen und Papayas auf, und wir konnten auf die Vitamintabletten verzichten.

Am Anfang meiner Zeit gehörte auch das tägliche Gewitter zum Tagesprogramm. Es regnete so heftig, dass es dunkel wurde. Die staubigen Wege wurden gefährlicher als Eisbahnen. Autofahren konnte man nicht mehr, aber nach 20–30 Minuten schien die Sonne wieder.

Am Nachmittag geht die Arbeit im Büro weiter. Die Lastwagen sind nun unterwegs zu den Dörfern. Wir machen ab, wer zur Kontrolle wohin fährt. Strassen, wie wir sie kennen, führen keine in die Dörfer. Es sind bessere Fusspfade, mit einer staubigen oder nassschmierigen Lehmschicht bedeckt, je nach Jahreszeit. Überall hat es Löcher und Gräben, manchmal führt der Weg durch Flussläufe, durch Landschaften mit zweimeterhohen Gräsern, die den Jeep rechts und links der Motorhaube überragen, manchmal durch Wälder mit Palmen und Bananenstauden von überwältigender Üppigkeit. Die Gegend ist hügelig, die Pfade führen steil hinauf und hinunter. Ohne Vorderradantrieb und Ge-

ländegang wäre ein Durchkommen unmöglich. Wer mit seinem Jeep gleichzeitig in zwei Löcher fällt, riskiert, dass er auf der Achse sitzen bleibt. Dann hilft nur noch der früher oder später vorbeikommende Lastwagen oder ein Fussmarsch ins nächste Dorf, um Hilfe zu holen.

Am Bestimmungsort angekommen, beginnt die eigentliche Verteilung unter Aufsicht des lokalen Flüchtlingskomitees. Jede Familie, die gemäss Liste Anrecht hat, wird aufgerufen. Alle schauen mit Argusaugen zu, dass auch ja alles mit rechten Dingen zu und her geht. Sollte am Schluss noch etwas übrigbleiben, dann wird nochmals verteilt. Uns Weissen wird ein Stuhl angeboten, eventuell ein Schluck Palmwein, einige Orangen oder sogar als Dank des Dorfes ein lebender Hahn. Wir verdanken diese Gaben, nehmen aber höchstens eine Orange als Zeichen der Freundschaft an.

In den acht Depots ist der Betrieb am Nachmittag gegen 15 Uhr beendet. Hier lagern, aufgestapelt und nummeriert, etwa 2500 Tonnen Lebensmittel. Um jedes Depot werden Tag und Nacht Wachen aufgestellt. Jeden Morgen, wenn der Magazinchef wieder die Schlüssel und seine Buchhaltung erhält, muss er zuerst feststellen, ob sein Bestand vom Vorabend noch vorhanden sei. In den letzten drei Monaten stellten wir nur einen Einbruch fest. Man war durch eine enge Lücke zwischen Mauer und Dachunterseite eingedrungen. Es wurden 15 Säcke Sorgho und 4 Kannen Öl gestohlen. Die Diebe konnten nicht erwischt werden. Die Wache wurde entlassen und die Lücke zugemauert.

Nach der Kontrolle der Lager geht die Arbeit im Büro wieder weiter. Die zentrale Lagerbuchhaltung muss nachgeführt werden. Die Arme kleben längst auf der Tischplatte, die Büromitarbeiter haben Feierabend gemacht, dafür kommen die lästigen Stechmücken.

Gegen 19 Uhr treffen sich alle Freiwilligen zum gemeinsamen Nachtessen, das unser afrikanischer Koch vorbereitet hat. Er hat es nicht leicht: Von den Nahrungsmitteln her nicht, von den Einrichtungen her nicht und von seinen Kochkenntnissen her auch nicht. Immerhin besitzen wir ein Kuchenblech, in dem man gelegentlich ein Stück Fleisch anbraten kann,

zwei Pfannen, um Hörnli oder Kartoffeln zu kochen und Gemüse zu dämpfen. Um das Essen abwechslungsreicher zu gestalten, macht Christine aus Milchpulver und Wasser Joghurt. Sie brachte auch Sämereien aus der Schweiz mit, damit wir unser eigenes Gemüse anpflanzen konnten. Die ersten Bohnen konnte man 5 Wochen nach dem Stupfen ernten. Fleisch erhalten wir gelegentlich, wenn in einer Viehzüchtereierei der monatliche Schlachttag war.

Der Abend bringt wieder etwas Abkühlung. Man setzt sich auf die Treppenstufen vor dem Haus und bewundert, umgeben von den süssschweren Düften der Pflanzen und der Geräuschkulisse der Tierwelt, den leuchtenden Sternenhimmel Afrikas mit dem berühmten Kreuz des Südens. Diese abendlichen Stunden entschädigen für die Plackerei des vergangenen Tages. Man sinniert über die Zukunft dieses Landes, das eineinhalbmal so gross ist wie Europa, reich an Bodenschätzen, wie Kupfer und Kobalt, das vor Jahren noch Baumwolle und Agrarprodukte exportierte, aber seit einiger Zeit einen wirtschaftlichen Zerfall mitmacht. Wo man hinschaut, ist etwas kaputt oder funktioniert nicht mehr: Häuser, Strassen, Autos, öffentliche Anlagen und Einrichtungen wie Telefon, Post, Verkehr, und neben dem kümmerlichen Handel blüht der Schwarzmarkt. Vielerorts herrscht Arbeitslosigkeit und Armut, und die Gestelle in den Verkaufsläden sind praktisch leer.

Dann die letzte Dusche. Kontrolle unter dem Bett: eine Kakerlake wird noch erwischt und plattgedrückt. Die Fledermaus hinter dem Bettgestell stört mich nicht mehr. Die Mäuse im Kasten kommen nicht an den Metallkoffer heran, und die Eidechsen an den Zimmerwänden fressen die Mücken, also lasse ich sie in Ruhe. Ich lege mich aufs Bett – ein Leintuch gäbe zu heiss –, und überlasse mich den letzten Gedanken vor dem Einschlafen.

Unsere Tätigkeit hier ist für die Flüchtlinge wirklich lebensnotwendig. Die Aktion wird weitergehen. Vorgelesen ist eine zusätzliche Verteilung von Saatgut kurz vor Beginn der Regenzeit. Die Flüchtlinge sollten so bald wie möglich wieder selbst für ihre Bedürfnisse sorgen können. Vorläufig aber braucht es noch Freiwillige des Katastrophenhilfekorps, die die Orga-

nisation und die Kontrolle der Lebensmittelverteilung übernehmen. Ich bin glücklich, dass ich diese Arbeit bewältigen kann, und ich bin dankbar, dass meine Vorgesetzten und meine Familie mir diesen Einsatz ermöglicht haben.

(Informationsblatt des Delegierten des Bundesrates für Katastrophenhilfe im Ausland, Nr. 16, Oktober 1979).

Woher kamen die Lebensmittel, die das Katastrophenhilfekorps verteilte?

Zahlreiche private Hilfswerke, Regierungen und intergouvernementale Organisationen trugen zur Milderung der Notlage in Niederzaire bei, als das Land nach achtzehn Monaten Trockenheit, durch die Aufnahme von Zehntausenden von Flüchtlingen aus Angola und Cabinda sowie durch verbreitete Choleraepidemien geschwächt, Ende 1978 genötigt war, Beistand von aussen anzurufen. Die nationale Rotkreuzgesellschaft, die nur über geringe Ressourcen verfügte, gelangte an die Liga der Rotkreuzgesellschaften, und diese gab den Appell und die Liste der dringendst benötigten Güter an ihre Mitglieder weiter, nachdem ein Delegierter die Bedürfnisse an Ort und Stelle abgeklärt und mit der Regierung besprochen hatte. Das Schweizerische Rote Kreuz spedierte im Auftrag des Bundes 10 Tonnen Milchpulver sowie Medikamente, wofür es die Frachtkosten übernahm. Aus anderen Ländern trafen mit Schiff und Flugzeug Reis, Fischmehl, vitaminisiertes Mehl und andere Lebensmittel ein. Nach etwa vier Monaten wurde die Rotkreuzaktion abgeschlossen. Sie hatte etwa 50 000 Menschen erfasst.

Parallel zur Nahrungsmittelhilfe hatte sich ein medizinisches Team des Französischen Roten Kreuzes um die Behandlung der schwer unterernährten oder sonst kranken Eingeborenen gekümmert (es kamen vor allem Blutarmut, Bronchitis, Rheuma, Magen-Darm-Krankheiten zur Behandlung). Zudem erhielten eine Anzahl Sekuristen eine vertiefte Ausbildung; sie helfen in den verstreuten Dispensarien mit.